

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 44. Bromberg, den 24. Februar. 1934

# Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**



(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wußte Direktor Altmann von Willfelds Absichten, mitzufliegen?

„Ich würde Ihnen raten, gnädiges Fräulein", fuhr der Direktor fort „in der Fachpresse zu annoncieren. Sie müssen sich den besten Piloten auswählen, den Sie bekommen können. Auf alle Fälle möchte ich Sie bitten, bei uns vorher anzufragen. Wir haben engste Fühlung zu den Fliegerkreisen und können unauffällig Erkundigungen einziehen."

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, Herr Direktor, wenn Sie mir bei der Auswahl behilflich sein würden."

Man trank den Kaffee im Salon. Die Herren brannten sich eine Zigarre an. Frau Altmann war auf einen Augenblick hinausgegangen. Da wandte sich Edith Altmann an Gisa:

„Fräulein Gisbert, darf ich Ihnen mal mein Zimmer zeigen?"

„Aber Edith", rief der Vater lachend. „Fräulein Gisbert wird dafür wohl wenig Interesse haben."

„Oh doch", sagte Gisa.

Sie stand auf und folgte Edith in das obere Stockwerk.

Das junge Mädchen war ganz blaß vor Aufregung. Sie schloß sorgsam die Tür hinter sich zu, als sie in dem reizenden Mädchenstübchen allein waren.

„Fräulein Gisbert, bitte schlagen Sie mir eine einzige Bitte nicht ab!"

Sie faßte Gisas Hände. Ihre dunkelblauen Augen bettelten und in dem unregelmäßigen Gesicht zuckte es.

„Wenn ich Ihre Bitte erfüllen kann", sagte Gisa lächelnd.

„Nehmen Sie mich auf Ihrem Flug mit, bitte, bitte! Das Flugzeug hat sechs Tonnen Tragfähigkeit, sagt Onkel Willfeld. Ich bin keine große Mehrbelastung. Ich wiege hundertzwanzig Pfund mit Kleidern."

„Mein liebes Fräulein Altmann! Wissen Sie, was Dr. Willfeld von meinem Unternehmen sagte? Ein zweifelhaftes Spiel mit dem Leben wäre es."

„Aber Sie wagen es trotzdem!"

„Vielleicht täte ich es nicht, wenn sich meine Eltern um mich sorgen müßten."

„Sie glauben aber fest, daß Ihnen der Flug gelingen wird?"

„Der Glaube allein könnte mich nicht vor dem Untergang bewahren. Nein, Fräulein Altmann, ich muß Ihre Bitte entschieden abschlagen. So weh ich Ihnen auch tun muß."

Die blauen Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen.

„So wollen wir wieder hinuntergehen."

„Was wollte Ihnen das Mädel Wichtiges zeigen?" fragte Altmann, als sie wieder in den Salon kamen.

„Eigentlich nichts. Sie hatte eine Bitte an mich."

Gisa sah die entsetzten Augen Edith Altmanns und lächelte.

„Es ist nichts Ungewöhnliches, daß man mich um mein Bild bittet. Ich werde Wort halten, Fräulein Altmann, und Ihnen morgen ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift schicken."

Gisa verabschiedete sich bald von den Damen und fuhr mit Direkor Altmann und Dr. Willfeld zum Werk zurück.

Beide Herren brachten sie dann zu ihrem Flugzeug.

Das Anerbieten Dr. Willfelds, den Flug mitzumachen, beschäftigte Gisa. Willfeld bedeutete Vertrauen, Sicherheit, Flugkenntnis. Wenn sie aus den Offerten einen Piloten auswählte, wußte sie von ihm dann mehr als den Namen und das, was die Auskunfteien ihr mitteilten? Sie war töricht, daß sie das Anerbieten Willfelds nicht freudig angenommen hatte.

Sie schrieb an Willfeld, sie bat ihn herzlich, den Flug mitzumachen. Sie wisse genau, daß sie keinen besseren Begleiter finden könnte. Gisa hoffte, daß seine Antwort sofort erfolgen würde. Aber sie wartete von Tag zu Tag. Da schrieb sie noch einmal.

Statt der Antwort kam Willeld selbst nach Berlin. Sie war überrascht. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, als er ins Zimmer trat.

„Doktor, Sie kommen, um mir Ihre Zusage zu bringen!"

„Unter gewissem Vorbehalt, ja! Gnädiges Fräulein."

„Sie stellen Bedingungen?" fragte sie lächelnd.

„Ja! Sie sollen in mir während der Fahrt einen guten Kameraden sehen, Fräulein von Benkendorf, nicht einen Menschen, der um Ruhm und Ehre mit Ihnen kämpfen möchte."

„Sie halten mich für eine eitle Frau, Herr Doktor, die vielleicht um einer Laune willen ihr Leben wagen möchte?" sagte sie ernst. „Man wird einer verwöhnten Filmdiva nicht einen großen Gedanken und den Willen zur Tat glauben wollen!"

„Um einer Farce oder eines Kinostückes willen würde ich nicht an Ihre Seite treten, gnädiges Fräulein! Der Schöpfer Ihres Flugzeuges und der Pilot in mir sind an dem Fluge interessiert. In dem Glauben an Ihren starken großen Willen biete ich mich Ihnen als Begleiter an."

Sie erwiderte kein Wort. Sie fühlte, wie eine Blutwelle über ihr Gesicht zog und wandte sich schnell ab. Sie suchte die Karten und Berechnungen hervor und breitete sie auf dem Tisch aus.

„Darf ich Ihnen meinen Plan vortragen?" sagte sie mit freudigem Eifer. Sie zeigte ihm auf der Karte den Weg, den sie nehmen wollte. Sie wußte genau Bescheid über die typischen meteorologischen Verhältnisse der einzelnen Erdteile, soweit sie überhaupt bekannt waren, und hatte sie klug in ihre Pläne einkalkuliert.

„Sie sind für den Flug gut vorbereitet, Fräulein von Benkendorf", sagte Willfeld in ehrlicher Verwunderung. „Wollen Sie mir Ihre Aufzeichnungen zur Nachprüfung überlassen?"

„Gern, Herr Doktor. Diesmal lehnen Sie meine Einladung zu einer Tasse Kaffee nicht ab?" Sie blickte ihn dabei lächelnd an.

„Ich bin damals unhöflich gewesen", gestand er schuldbewußt.

„Jetzt nicht aus Höflichkeit annehmen, Herr Doktor, sondern aus Kameradschaft!"

„Ja, Fräulein von Benkendorf!"

Er hielt ihre Hand umschlossen, die sie ihm gereicht hatte.

Gisa fuhr ihn eine Stunde später in ihrem Wagen nach Tempelhof.

Noch in der Osterwoche erhielt Gisa von Willfeld einen Brief. Er teilte ihr mit, daß er einen kurzen Probeflug unternommen habe, und das der Apparat in den nächsten Tagen für größere Probeflüge bereit stände.

Gisa traf ihre letzten Vorbereitungen. Sie hatte noch eine Besprechung mit Baranowski und machte bei den wenigen Menschen, mit denen sie in gesellschaftlicher Fühlung stand, Abschiedsbesuche. Dann fuhr sie mit Alice nach Neustadt.

Direktor Altmanns Einladung, bei ihm zu wohnen, lehnte sie ab. Sie wohnte mit dem Mädchen im Hotel. — — —

Als das mächtige Flugzeug zum ersten Male vor ihren Augen aus der Halle gebracht wurde, kam ein leises Zagen über sie. Sie flog bei diesem ersten Flug als Passagier mit. Willfeld und ein Werksmonteur bedienten die Steuerung. Willfeld manöverierte in der Nähe des Flugfeldes. Gisa stand neben dem Führerstand und sah, wie leicht das Ungetüm dem Willen des Führers folgte. Nach einer knappen halben Stunde landete Willfeld glatt auf dem Flugplatz.

„Ich glaube, wir können zufrieden sein, Fräulein von Benkendorf", sagte Willfeld. Sein Gesicht leuchtete in stolzer Freude. „Ich muß noch eine kleine Verbesserung an der Ölzufuhr vornehmen lassen, dann sollen Sie morgen die Führung übernehmen."

„Ich wünsche, daß Ihr Werk durch den Erfolg unserer Fahrt gekrönt wird, Herr Doktor!"

Sie ergriff begeistert seine Hand.

In den nächsten Tagen wurden noch verschiedene Probeflüge mit und ohne Ballast ohne Rücksicht auf das unsichere Wetter durchgeführt. — — —

Einige Male war Gisa mit Willfeld zu dem alten Hause hinausgefahren. Da saßen sie beide in Willfelds Arbeitszimmer über Karten und Plänen und besprachen die persönliche Ausrüstung, die sie mitnehmen wollten, bis sie Frau Behrens zum Kaffee rief.

Draußen im Park flötete die Drossel in den Buchen, die noch winterlich kahl waren, und der Duft von Veilchen kündete den Frühling.

„Fast möchte ich Sie um Ihr Märchenschloß beneiden", sagte Gisa.

„Es würde Ihnen wohl zu still und zu einsam hier sein, Fräulein von Benkendorf. Sie suchen den Kampf und das hastende Leben."

„Und Sie Resignation?" fragte sie lächelnd.

„Vielleicht!" Er sah an ihr vorüber in den Park hinaus. „Ich habe im vorigen Sommer ein Fremdenzimmer einrichten lassen. Einmal kam mir der Gedanke, Sie einzuladen, hier draußen zu wohnen. Aber ich glaubte dann, Sie würden sich in der Weltabgeschiedenheit nicht recht wohl fühlen können."

„Ja, ich hätte Ihre Einladung ebenso abgelehnt, wie die Direktor Altmanns. Ich bin zu sehr gewöhnt, mein Leben ohne Rücksicht auf andere zu führen."

Das klang wieder hochfahrend, ohne daß es Gisa beabsichtigte.

Willfeld brachte sie am Spätnachmittag dann im Auto wieder zu ihrem Hotel zurück.

8.

Trotzdem Gisa mit Willfeld täglich mehrere Stunden zusammen war, konnte sie den rechten Ton nicht finden. Wie leicht war es ihr geworden, mit Stürbeck in ein rechtes Kameradschaftsverhältnis zu kommen. Die steife Zurückhaltung und auch die geistige Überlegenheit Willfelds machte sie unsicher und ungerecht in ihrem Urteil gegen ihn.

Mehrere Abende in der Woche verbrachte Gisa in der Familie Direktor Altmanns. Auf ihre Bitte wurde dort nicht von dem bevorstehenden Flug gesprochen. Man unterhielt sich über Kunst, oder Gisa musizierte mit Edith Altmann, die eine recht hübsche Sopranstimme hatte. Gisa hatte das fröhliche Mädchen gern. Sie forderte sie hin und wieder zu kleinen Autofahrten auf. Sie waren einige Male zusammen in Hannover gewesen und hatten Einkäufe gemacht. Von ihrem Wunsch, den Flug um die Erde mitzumachen, redete Edith nicht mehr. Sie freute sich auf die große Probefahrt, die in Kürze stattfinden sollte, sobald das Wetter sich gebessert hatte.

Das launige Aprilwetter drückte auf Gisas Stimmung. Sie mußte sich mit kurzen Flügen begnügen, ja, es gab Tage, an denen auch diese unterbleiben mußten.

Der Mai brachte ein sonniges Frühlingswetter. Der Probeflug konnte nun stattfinden. Direktor Altmann und Edith nahmen daran teil. Sie flogen über Hamburg bis nach Jütland und zurück über die Nordsee und Helgoland. Das Flugzeug bewährte sich glänzend.

Für die nächste Woche setzte Gisa im Einverständnis mit Dr. Willfeld den Start für den Weltflug fest.

Gisa hatte eine Einladung Dr. Willfelds für den letzten Sonntag vor dem Start zum Nachmittagskaffee angenommen. Sie fuhr allein im Auto zu dem Schlößchen hinaus.

Das Haus war wie ausgestorben. Sie war wohl zu bald gekommen, und man erwartete sie noch nicht. Sie ließ das Auto im Hof stehen und ging in den Garten. Greif, der Hund, sprang freudig an ihr empor, als gehöre sie zum Hause. Aus dem offenen Fenster von Willfelds Zimmer klangen die weichen Töne einer Flöte. Gisa stand einen Augenblick still und lauschte . . . Dann trat sie durch die offene Haustür.

Im Treppenhaus schwirrten die Fliegen. Nur gedämpft klang die Flöte. Einen Augenblick zögerte Gisa. Sollte sie umkehren und später wiederkommen? Doch sie stieg schließlich die Treppe empor und klopfte an das Arbeitszimmer des Doktors. Die Flöte schwieg. Gisa hörte ein kurzes „Herein!" Sie öffnete die Tür. Das Arbeitszimmer war leer, doch die Tür zu dem anstoßenden Zimmer stand offen. Gisa machte ein paar Schritte und sah durch die Tür Willfeld mit übergeschlagenen Beinen vor einem Notenständer sitzen, die Flöte in der Hand. Er sprang überrascht auf.

„Gnädiges Fräulein!"

„Ich bin zu früh gekommen und störe Sie", sagte sie entschuldigend. „Das Haus war leer, da ging ich den Tönen einer Flöte nach . . ."

„Ich vertreibe mir ein wenig die Zeit", sagte er fast verlegen.

Er legte die Flöte auf den offenen Stutzflügel.

„Bitte nehmen Sie doch Platz, Fräulein von Benkendorf!"

Gisa war bei ihren Besuchen nie in diesem hellen Wohnzimmer mit den Biedermeiermöbeln gewesen. Sie sah sich erstaunt um.

„Es sieht hier etwas junggesellenhaft liederlich aus", sagte er lachend. „Aber ich mag nicht gern, daß Mutter Behrens hier aufräumt. Wenn es Ihnen recht ist, Fräulein von Benkendorf, machen wir bei dem schönen Wetter einen kleinen Spaziergang. Inzwischen wird Mutter Behrens zurück sein und den Kaffee gekocht haben."

Gisa war mit Freuden bereit.

Willfeld führte sie durch den Park und schloß eine hohe Gittertür auf. Ein verwachsener Weg stieg durch den grünenden Buchenwald sanft empor. Anemonen blühten noch da und dort, und an sonnigen Flecken Waldveilchen und Himmelsschlüssel. Der Kuckuck rief.

Willfeld war stehengeblieben und sah sie an.

„Ja, Fräulein von Benkendorf. Vielleicht ist es eine Torheit."

„Das sagen Sie, Doktor!?"

„Wir wollen ein Blatt in den Ruhmeskranz der Technik hineinflechten und vergessen, daß wir zu Sklaven der modernen Technik werden, daß wir den Blick verlieren für die keusche Schönheit eines kleinen Stückchens Heimaterde."

Sie waren an den Waldrand gekommen. Ein kleines Dörfchen lag inmitten von grünenden Saatfeldern in der Talmulde.

Sie gingen den Weg am Walde entlang, dann standen sie vor einem großen schmiedeeisernen Tor. Eine alte Buchenallee führte zu einem alten, schloßartigen Hause.

„Es ist die Oberförsterei", sagte Willfeld erklärend.

Zwei Jagdhunde kamen bellend hinter dem Hause hervor. Ein breitschulteriger, untersetzter Mann in einer grünen Jagdjoppe trat ihnen entgegen. (Forts. folgt.)

# Die Madonna vom Breidenbacherhof

## Erzählung um Peter Cornelius.

Von Walter Persich.

Es ist kein schönes Geburtstagsgeschenk, das der Professor der Düsseldorfer Akademie dem Peter Cornelius mit der heutigen Zensur gegeben hat! „Er wird nie ein Malersmann!" hat der bärtige alte Zeichner ihn angefahren. „Sehe er sich die Lieblichkeit der Raffaelischen Madonnen an! Was faselt er von unseren deutschen Meistern! Ihre Technik war mittelalterlich!"

Und Dürer? sinnt Peter Cornelius, durch die Straßen wandernd, und Cranach und Grünewald? Sollen denn auch sie große Pfuschlinge sein, nur, weil ihre Pinsel nicht in italienische Limonade getaucht waren?

Auf dem Alleeplatz zwischen der Kasernen- und Breitenstraße drängen sich die Leute um das Portal des Gasthofes. Wagen mit ungeduldigen Pferden und gelangweilten Lakaien sind vor dem „Breidenbacher Hof" aufgereiht.

Die Extrapost ist gerade vorgefahren. Durch den langen Spiegelgang des Gasthofes naht ein Paar der Kutsche. Ein hochgewachsener, weißhaariger Mann tritt an den Schlag und bietet einem schlanken Mädchen die Hand, als es das Trittbrett besteigen will. Unter dem großen Haartopp, der mit einem Seidenband über dem zierlich geschwungenen Nacken gehalten wird, errötet ein sanftes Gesicht. Cornelius trinkt den Zauber dieser Züge in sich. Der Glanz der jungen Augen trifft ihn wie ein Pfeil — das Mädchen senkt den Blick unter dem Feuer seiner Augen, besteigt den Wagen, die Türe klappt zu, und die Pferde trappen davon.

Wie Verzauberung packt es den Maler. Er muß dem Wagen nacheilen und ruft „Halt — halt; ich muß Sie doch malen!" Aber die Kutsche biegt schon mit großer Eile um eine Ecke, und Peter merkt, daß eine Gruppe Menschen sein Tun lachend beobachten.

Was sich auch in den kommenden Tagen und Wochen rund um Peter Cornelius begeben mag, seine Hände ziehen mit Stift und Griffel immer wieder die Linien jenes einzigen Madonnenkopfes nach. So sitzt er an einem trüben Tage wieder über dem Bilde im Zeichensaal, alle Schüler sind schon gegangen. Über seine Schultern beugt sich plötzlich der Professor, der leise eingetreten war. Er prüft die Skizze von allen Seiten.

„Sie lebt ja wahrhaftig, wenn man sie lange betrachtet!" meint er.

„Nein!" reißt Peter dem Alten das Blatt aus der Hand und zerknüllt es. „Es will und will nicht werden! Ach, wenn ich doch einmal vor eine Aufgabe gestellt würde, die mich zwingt!"

„Du suchst eine Aufgabe? Ich habe da einen Brief bekommen, einen jungen Künstler zu senden, der ein schönes Stück Geld gebrauchen, der aber auch malen kann. Ein Kind ist gestorben und der Vater will sich für immer dessen Züge bewahren, — keine leichte und keine fröhliche Sache, mein Junge!"

Am nächsten Tage sitzt Cornelius neben dem Postillon auf dem Bock. Kettwigs Giebel tauchen auf. Es ist nicht schwer, das stolze Scheidtsche Haus zu finden. Frohen Mutes schreitet Peter Cornelius die paar Stufen hinauf und schlägt den Pocher an. Die Tür weicht zurück, und vor ihm steht, vollendet durch die Meisterhand der Schöpfung, was seine Phantasie erträumte... die Madonna vom Breidenbacher Hof. Erstaunt nimmt das Mädchen den Brief und läßt ihn eintreten. Herr Scheidt führt ihn nachher die Stiegen hinauf, im Zimmer aufgebahrt ist ein Kind, das kaum die Welt kennen lernte und sie schon verlassen mußte.

„Nicht mehr und nicht weniger fordere ich, als daß Er meinem Kind ein neues Leben gebe, damit es für mich ewig lebe!" sagt Herr Scheidt.

„Es ist so verklärt in seiner göttlichen Stille, daß ich wohl glaube, einen Hauch davon auf die Leinwand zu bannen."

Der Mann drückt ihm die Hand und geht. Peter packt seine Rollen auf den Tisch und läßt den Stift übers Papier gleiten. Unmerklich entsteht ein emporschwebender, lichtumgebener Engel, seine Hände der großen Erfüllung entgegenbreitend, die seine klaren und überklugen Augen glücklich empfangen.

Das Kind ist längst bestattet, der Maler sitzt in einem fast leeren Zimmer vor der Staffelei. Der Zwiespalt quält ihn immer heftiger, im gleichen Hause mit seiner Madonna, der Tochter Clara, zu leben und sie doch nicht malen zu dürfen. Einmal begegnet er ihr, da sie mit einem Korbe voll Wäsche zum Boden hinaufsteigt. Beherzt springt er hinzu, hebt die Last auf seine Schultern und trägt die Wäsche nach oben. Sie dankt ihm verwirrt und er stottert:

„Ach Mamsell — ich möchte Euch so gerne einmal malen!"

„Ist es nicht einerlei, was und wen ein Künstler malt?"

„Ja," sagt er, „Ihr habt recht — und doch — Ihr seid so einzigartig schön wie eine kleine Madonna!"

„Oh, das dürft Ihr nicht sagen!"

Aber sie erscheint am nächsten Tage neben seiner Staffelei, bald läßt sie ihm länger die kleine Hand, und er wagt es, Clara in die Arme zu nehmen und sie, die sich nur sanft zu wehren vermag, zu küssen. Nun ist es um sein Schaffen geschehen. Der Hausherr muß ihn mahnen, endlich das Bild des toten Kindes zu beenden. Sonst werde er nach einem anderen Maler sich umschauen.

Das trifft Peters Ehrgeiz. Und als nun das Werk seinem Ende entgegengeht, bringt die Tochter des Hauses auch die freundliche, den Haushalt leitende Tante mit zu Peter. Mit keckem Anlauf sagt Clara plötzlich zu seinem Erschrecken:

„Tante — Peter Cornelius wird einmal mein Mann werden!"

„Oh, allmächtiger Gott!" stammelt sie, „Kind — Kind, das darf der Kommerzienrat niemals erfahren! Und ihr seid noch so blutjung!"

„Aber wenn ich ihn doch liebe!"

„Du kennst das Leben nicht, Clara! Was vermag denn dieser junge Mensch zu bieten?"

„Den Ruhm, liebe Frau! Natürlich müssen wir noch warten. Doch es ist ehrlicher, dem Kommerzienrat alles zu gestehen!"

Es gelingt der Tante, die Kinder zum Schweigen zu bewegen, da sie ihnen verspricht, beider Briefe zu bestellen und bei günstiger Gelegenheit im kommenden Jahr den Vater sanft zu überreden. So naht die Trennungsstunde, in der Peter einen Beutel Dukaten erhält. Erstaunt will er dem Kommerzienrat klarmachen, daß ein so hoher Preis nicht vereinbart war, doch der winkt kurz ab.

„Den Preis bestimme ich, junger Mann, nach dem Wert, den Er mir gab! Und nun Gott befohlen!"

Des jungen Künstlers Name steigt durch manches Bild in der Achtung seiner Mitmenschen. Kleine, feurige Briefe gehen zwischen Düsseldorf und Kettwig hin und her. Und als ein Jahr vergangen ist, meldet Peter Cornelius sich einfach beim Kommerzienrat Scheidt zu einer Besprechung. Der alte Herr empfängt ihn auch, doch als Peter kühn und keck in wohlgesetzten Worten von Clara zu sprechen beginnt, fährt ihn der weißhaarige Hüne an: „Rede Er nicht! Ich verzeihe seiner Unerfahrenheit diesen Unsinn. Wenn Er einmal etwas geworden ist, steht ihm mein Haus auch zu dieser Bitte offen. Vorerst hat Er der Welt nicht nur zu beweisen, daß Er versteht, das Leben zu meistern. Adieu!"

Monate später schreibt ihm die Tante, der Vater habe Clara in ein Kloster geschickt, um ihr die Liebesphantasien auszutreiben, sie aber nun schwer erkrankt zurückholen müssen. Nur ein Wunder vermöge die Sterbende noch zu retten! Mehr tot als lebendig rafft er sich auf und fährt nach Kettwig. Als er der Post entsteigt, zieht ein Leichenzug an ihm vorüber — im ersten Wagen erkennt er unschwer den Kommerzienrat. Der Postillon muß ihn ins Gasthaus tragen, der Arzt des Ortes nimmt sich seiner an und benachrichtigt zwei Düsseldorfer Freunde, die kommen, um ihn zurückzuholen.

„Nein?" schreit er, „nein, ich gehe nicht, ehe ich nicht Clara nochmal gesehen habe!"

Man will ihm mit gütigen Worten das Unmögliche dieses Wunsches klarmachen, doch er verlangt nur, man solle den Totengräber an sein Krankenlager bringen. Die Freunde geben nach, der graue Mann tritt ein paar Stunden später ins Zimmer. Peter Cornelius greift unters Kopfkissen und zieht einen Beutel mit Dukaten hervor.

„Dies ist der Erlös meiner letzten drei Bilder. Es gehört Ihm, wenn Er das Grab der Clara Scheidt für eine Stunde öffnet! Es geschieht nichts — ich will nur einmal noch die Geliebte sehen, versteht Er?"

Eine kranke Frau liegt zu Hause, — der Alte nimmt den Lohn, und um Mitternacht müssen die Freunde Peter fast zum Friedhof tragen. Dort wirft der Abschiedsmann die Erd-

schollen auf, bald stößt sein Spaten auf Holz und man hebt mit vereinten Kräften den leichten Sarg. Der Deckel schlägt zurück, die Lampe trifft das Madonnenantlitz — Peter schreit auf und sinkt um, wie vom Schlag getroffen.

Angstvoll schleppen die Freunde den Besinnungslosen zurück ins Städtchen. Auf der Flucht vor dem Gewissen nehmen sie noch diese Nacht eine Extrapost nach Düsseldorf und liefern ihn gleich im Spital ab, sicher, am nächsten Morgen die Nachricht seines Todes zu erhalten. Doch eisern bäumt sich dieses Leben gegen die knöcherne Hand der Vergänglichkeit und Peter sinkt langsam in ein genesendes Dämmer. Kunstfreunde stiften eine Summe, die ausreicht, um der Forderung seiner Ärzte gerecht zu werden und ihn nach Italien zu senden. Müde und hoffnungslos fährt er dem Süden entgegen, grauen Antlitzes wankt er durch die Straßen Roms — doch dann trifft ihn der Glanz der Werke Raffaels und Michelangelos wie eine stärkende Wärme. Ihre Farben sind wie Wein, der anfeuernd durch die Adern rinnt. In seinem kleinen Zimmer baut er ungläubig eine kleine Staffelei auf. Er verläßt tagelang das Zimmer nicht und sein Pinsel fährt über die Leinwand, bis das Antlitz seiner Madonna aus dem Breidenbacher Hof in all der trunkenen, betörenden Lebendigkeit von einst vor ihm steht.

Tränen netzen die noch feuchten Farben, und leise sagt er: „Peter Cornelius, du bist doch ein großer Maler! Aber dieser Mund ist zu schön, diese Wangen sind zu lieblich für die Welt; die sie dir raubte!" Sein Messer zerschneidet das Werk, dessen leidvolles Werden ihn zu dem macht, was ihm seine Sterne vorbestimmt haben: zum deutschen Madonnenmaler.



## Bunte Chronik



### Der rasende Golfspieler

Daß es in England und Amerika leidenschaftliche Golfspieler gibt, ist bekannt und weiter nicht verwunderlich. Doch daß diese Leidenschaft so weit geht, daß sie zu einem Wahnsinnsausbruch führt, dürfte wohl zu den seltener vorkommenden Fällen gehören. In der Newyorker-Untergrundbahn saß neulich ein Mann, der sich durchaus nicht von den übrigen Mitfahrenden unterschied. Doch plötzlich begannen seine Augen zu glühen, er sprang auf und begann, mit seinem Schirm die elektrischen Glühbirnen mit unheimlicher Zielsicherheit zu zertrümmern. Während Frauen in Ohnmacht fielen und beherzte Männer nach der Notbremse griffen, setzte er sein Wahnsinnsspiel fort. Glücklicherweise war bereits die nächste Station erreicht, noch ehe die Notbremsen in Tätigkeit traten, und der Irrsinnige wurde der Polizei übergeben. Inzwischen waren bereits 25 Glühbirnen den Weg alles Irdischen gegangen, und die Sanitäter hatten alle Hände voll zu tun, um den ohnmächtigen Frauen und den durch Glassplitter leicht Verletzten zu helfen. Bei der Vernehmung auf der Polizeistation machte der Festgenommene wieder einen durchaus normalen Eindruck. Er erzählte, daß Golf seine einzige Leidenschaft sei. Als er in der Bahn vor sich hin sann, habe er plötzlich geglaubt, er befinde sich auf einem Golfplatz, und da habe sich sein Regenschirm in einen Golfschläger und die Glühbirnen in Bälle verwandelt. Der Arzt stellte eine vorübergehende Geistesstörung fest, und der sonderbare Sportsmann wurde zunächst einmal in das Polizeikrankenhaus gebracht.

### Horaz wird an seinem 2000. Geburtstag gefeiert.

Venusia in Apulien, die Geburtsstadt des römischen Dichters Horaz, trifft bereits Anstalten, die Feierlichkeiten anläßlich der 2000. Wiederkehr des Geburtstages von Horaz im kommenden Jahre vorzubereiten. Die Leitung der Festlichkeiten ist dem italienischen Gelehrten Romagnoli übertragen worden. Horaz wurde im Jahre 65 vor Christus in Venusia geboren. Seine Werke sind vollständig erhalten. Besonders die letzten Episteln, unter ihnen die herrliche „ars poetica" gehören zum Feinsten und Tiefsten, was je in lateinischer Sprache geschrieben worden ist. Die Jugend von Venusia beteiligt sich mit großem Eifer an den Vorbereitungen zu der ungewöhnlichen Jubiläumsfeier. Der 2000. Geburtstag des Dichters, der den Ruhm des alten Römischen Reiches in unvergänglichen Versen besungen hat, wird zu einem Festtag für Venusia und darüber hinaus für ganz Italien werden.

### Das Goldstück in der Baumrinde.

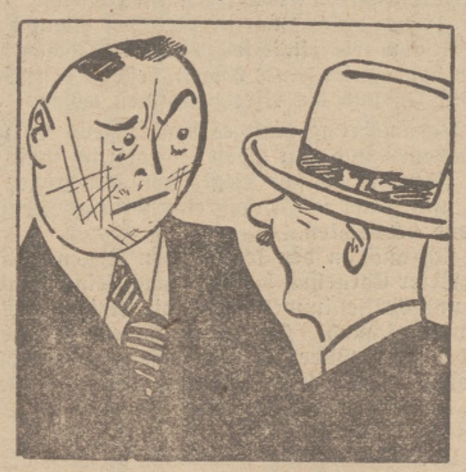
Eine seltsame Überraschung erlebten Waldarbeiter aus Reichenhall, die den Auftrag hatten, die Krone einer alten Linde zu beschneiden. Der Baum ist bereits über sechshundert Jahre alt. Als man einen dicken Ast abgesägt hatte und die Rinde abschälte, entdeckte man eine alte Goldmünze, die buchstäblich in die Rinde eingewachsen war. Die Arbeiter brachten ihren Fund zur Anzeige. Es handelt sich um ein 15-Kreuzerstück aus dem Jahre 1694. Die Münze trägt auf der einen Seite das Wappen des Erzbistums sowie den Kopf des heiligen Hubertus, auf der anderen Seite läßt sich das Bildnis des fürstlichen Erzbischofs erkennen, der zu jener Zeit regierte.



## Lustige Ecke



### Selbst ist der Mann.



„Welcher Trottel hat denn Sie rasiert?"
„Verbitte mir Anzüglichkeiten! Ich rasiere mich selbst!"

*

### Der Vergleich.



„Papa, im Zoo kann man auf einem Kamel reiten, das viel größer ist als du!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.